



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

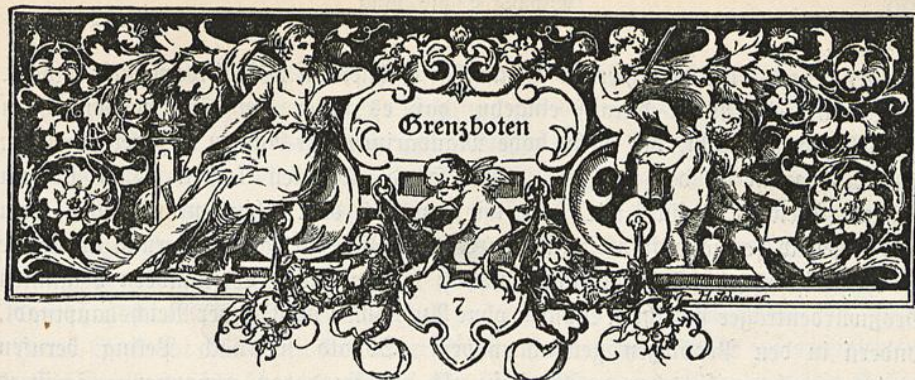
**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tschang Tschih-tung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Tschang Tschih-tung

Von E. Ruhstrat in Schanghai



ein Tode eines hervorragenden Mannes ist es in der europäischen Presse allgemein üblich, eine Charakteristik des Verstorbenen zu geben. Nicht gerade oft erhebt sich davon jedoch etwas über die Mittelmäßigkeit, da diese literarische Aufgabe zu den schwierigsten gehört, die es gibt. Weshalb werden so prachtvolle Charakteristiken, wie die von Sulla und Caesar, die Mommsen uns geschenkt hat, oder wie die des großen Draniers, ferner von Milton, Cavour u. ä. des hierin fast unvergleichlichen Treitschke nicht häufiger geliefert? Aus dem einfachen Grunde nicht, weil andere es nicht so gut können, sonst würden sie es schon tun.

Wagt sich nun aber gar ein Westländer an die Aufgabe, einen bedeutenden Chinesen zu charakterisieren, so wird er gewöhnlich recht bald, falls er ehrlich sein will, die Feder entmutigt aus der Hand legen, auch wenn er im übrigen ganz gut damit umzugehen weiß. Denn vielleicht bei keiner andern Gelegenheit kommt es einem mit einer erschreckenden Klarheit so sehr zum Bewußtsein, wie ungemein oberflächlich unsere Kenntnis des Chinesentums noch immer ist. In vieler Beziehung ist es uns nach wie vor ein Buch mit sieben Siegeln.

Deshalb ist es durchaus nicht zum verwundern, wenn das, was man über den im Alter von vierundsiebzig Jahren verstorbenen Tschang Tschih-tung zu lesen bekam, gerade so dürftig war, wie im vorigen Jahre die Artikel über die alte Kaiserin-Witwe. Die verzweifelte Hilflosigkeit der Schreiber, soweit diese überhaupt einen ernstlichen Anlauf zu einer Charakteristik nahmen, stand deutlich zwischen den Zeilen geschrieben.

Tschang Tschih-tung gehörte zu den sehr vereinzelt chinesischen Staatsmännern, deren Namen europäischen Zeitungslesern ziemlich geläufig sind.

Übrigens ist es bei den hier in Schanghai wohnenden Westländern nicht anders. Man kann jede Wette darauf eingehen, daß es unter den jüngern von ihnen nur sehr wenige gibt, die mehr hohe Mandarinen mit Namen anzugeben wissen, als sich bequem an den Fingern einer Hand abzählen lassen. Das ist ein weiterer Beweis dafür, wie fern wir innerlich dem Chinesentum stehen, dem wir äußerlich so nahe sind. Für die eigentümliche Art der Regierung im Lande der Mitte ist es aber sehr bezeichnend, daß die paar den Westländern bekannten Großwürdenträger sich ihren Namen ohne Ausnahme nicht in der Reichshauptstadt, sondern in den Provinzen gemacht haben. Sobald sie nach Peking berufen wurden, verloren sie eher an Einfluß, als daß sie daran gewannen. So ist es mit Li Hung-tschang wie mit Tschang Tschih-tung gegangen, und in etwas geringerem Grade auch mit Juan Schih-kai, zu dessen Sturz gerade der Umstand, daß er in der Reichshauptstadt mehr bedeuten wollte als seine dortigen Kollegen, nicht wenig beigetragen haben mag. Ähnliche Erfahrungen werden wohl Luan Fang kaum erspart werden, falls er über kurz oder lang nach Peking berufen werden sollte. Im Unterschiede von Europa ist das ein entschieden asiatischer Zug. Starke Charaktere dürfen sich in der Nähe des Herrschers hierzulande nicht über ihre Umgebung emporzuheben wagen, während man sie in den Provinzen gewähren läßt. Schon vor ein paar tausend Jahren ist es ebenso gewesen, denn die Namen Tisaphernes und Pharnabazus kennt jeder Tertianer, wogegen kein bei uns gangbares Lied und kein Heldenbuch von denen berichtet, die zu derselben Zeit Minister am Hofe des Großkönigs in Susa waren.

Bei Tschang Tschih-tung verwickelt sich die für einen Europäer schon an und für sich kaum lösbare Aufgabe, die Charakteristik eines Chinesen entwerfen zu sollen, bis ins vollständig Hoffnungslose, weil er der ausgesprochene Vertreter einer Übergangsperiode ist. Ausgerüstet mit der ganzen schwerfälligen Gelehrsamkeit seines Heimatlandes, wollte er diese einerseits auch in der neuen Zeit nach Möglichkeit für die jüngere Generation beizubehalten suchen, hatte aber andererseits Einsicht genug, den westländischen Ideen freien Eintritt zu gewähren. Die Widersprüche, die für unsere Auffassung in jedem Chinesen stecken, steigern sich dadurch ins Unentwirkbare, vor allem, was Tschangs Stellung zu den Fremden anlangt. Anfänglich war er den Ausländern und besonders den Missionaren durchaus feindlich gesinnt. Z. B. rührte er zu Anfang der neunziger Jahre keinen Finger, als in einer der beiden von ihm regierten Provinzen am Djangtze-kiang zwei schwedische Missionare in brutaler Weise umgebracht worden waren. Nicht lange darauf wurde zu allgemeiner Überraschung plötzlich aus dem Saulus ein Paulus. Obgleich nun dieser Wandel lediglich sein Verhalten zu den Ausländern als solchen betraf und mit der Religion nichts zu tun hatte, denn Tschang ist zeitlebens überzeugter Konfuzianer geblieben, so waren trotzdem die Missionare seitdem sehr gut auf ihn zu sprechen. Das hat u. a. der bekannte Dr. Griffitte John in Hankau in der von ihm verfaßten Vorrede

zu der englischen Übersetzung von Tschang Tschih-tungs Broschüre mit dem Titel „Lernt!“ bekundet. Aber Tschang erwidert diese Liebe keineswegs in gleichem Maße. Im Gegenteil, er hat bis zuletzt an der Auffassung festgehalten, daß es nicht geraten sei, den aus Missionschulen hervorgehenden jungen Leuten gleiche politische Rechte einzuräumen, wie denen, die ihre Bildung auf den nach westländischem Muster eingerichteten Regierungsschulen erworben haben.

Für die Einrichtung dieser neuen Anstalten hat sich Tschang mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit eingesetzt, und das war ein Glück für China. Yuan Schih-kai hätte mit all seiner Willenskraft nicht dasselbe zu erreichen vermocht, weil er nicht über die gleiche chinesische Bildung verfügte wie sein Kollege, weshalb er ein weit geringeres Ansehen bei den einflußreichen Literaten besaß. Ganz anders war es mit Tschang Tschih-tung, der im Jahre 1863 von allen Prüflingen des ganzen Jahrgangs aus dem gesamten Reiche der Mitte als Drittbester durch das schwere letzte Examen in Peking gegangen war, und dem man zeitlebens eine außergewöhnliche Belesenheit in den verehrten Klassikern nachrühmte. Als ein solcher Mann sich veranlaßt sah, in der Schulbildungsfrage das Steuer völlig herumzuwerfen, da wurde kein ernsthafter Widerspruch dagegen laut, so sehr verwundert über einen derartigen Wandel der Zeiten auch mancher verbohrt Literat sein mochte.

Von Tschangs äußerem Lebensgange kann für europäische Leser nur wenig von Interesse sein. Er war Generalgouverneur (Bizetönig) in Kanton sowie in Wutschang am Yangtzejiang, außerdem auch stellvertretend in Nanjing. Am meisten hervorgetreten ist er in Wutschang, weil er dort oder vielmehr in dem Nachbarorte Hanyang alle möglichen Fabriken, Gießereien und dergleichen errichtete, um China darin auf eigene Füße zu stellen. Die meisten Anlagen dieser Art wollten aber nicht recht gedeihen. Als Beamter und Gelehrter verstand Tschang selbst zu wenig von solchen Dingen, und überdies fehlte es ihm häufig an Geld, denn er gehörte zu den höchst selten vorkommenden hohen Mandarinen, die es grundsätzlich verschmähen, sich auf unrechtmäßige und unsaubere Art zu bereichern.

Vor zwei Jahren wurde der Verstorbene in den Großen Rat nach Peking berufen, ungefähr um dieselbe Zeit wie Yuan Schih-kai. Nachdem dieser verbannt und Tschang nicht mehr am Leben ist, haben die Mandschuren in der genannten ersten beratenden Körperschaft des Reiches ein starkes Übergewicht. Obgleich nun, wie schon bemerkt ist, die Generalgouverneure, unter denen sich manche Chinesen befinden, viel einflußreichere Posten einnehmen als die Großwürdenträger in Peking, so haben die Chinesen doch zu allen Zeiten eifersüchtig darauf geachtet, daß immer einige ihrer eigentlichen Landsleute in den Großen Rat kommen. Die Regierung würde deshalb weise handeln, wenn sie dies berücksichtigte.

Von ausländischer Seite soll es Tschang Tschih-tung unvergessen bleiben, daß er im Sommer des Jahres 1900 die in Peking befolgte unkluge und

verderbliche Boxerpolitik nicht mitmachen wollte. Vielmehr veranlaßte er, der zu jener Zeit in Wutschang war, seinen Kollegen Liu Kun-yi in Nanking dazu, mit ihm zusammen eine unbedingte Neutralität zu wahren. Da sich auch Juan Schih-kai als damaliger Gouverneur der Provinz Schantung ihnen anschloß, so war damit dem Umsichgreifen der Bewegung nach Mittel- und Südchina ein wirksamer Riegel vorgeschoben. Hierdurch haben die drei genannten hohen Mandarinen in wahrhaft staatsmännischer Weise ihrem Lande, das sonst in unabsehbare Wirren gestürzt worden wäre, einen unschätzbaren Dienst geleistet. Allerdings kann man nachträglich vielleicht sagen, die Notwendigkeit hätte doch auf der Hand gelegen, den wahnstinnigen telegraphischen Befehl aus Peking, alle Fremden im ganzen Reiche zu töten, nicht zu befolgen. Man muß jedoch dabei bedenken, daß damals zwei besonnene Großwürdenträger in der Hauptstadt auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin-Witwe, die mitunter so unmenschlich grausam sein konnte wie eine Tigerin, die gräßliche Strafe zu erdulden hatten, bei lebendigem Leibe zerfägt zu werden! Und weshalb? Nur weil sie sich erkühnt hatten, den Wortlaut der betreffenden Depesche auf eigene Faust zu ändern, indem sie „schützen“ statt „töten“ telegraphieren ließen. Zieht man dies genügend in Betracht, dann wird man zu der Überzeugung kommen, daß die Entscheidung für Tschang Tschih-tung doch nicht ganz leicht war, selbst wenn man die ziemlich große Unabhängigkeit der Satrapen in den Provinzen, die sich in diesem Fall als ein großes Glück erwies, nicht außer acht läßt. Deshalb Ehre seinem Andenken!



## Walt Whitman

Von Eberhard Buchner



ie tief wir heute in Ästhetizismus und Formalismus versunken sind, kommt uns erst dann klar zum Bewußtsein, wenn einmal ein Starcker, Großer, Eigener unter uns tritt, der in glückseliger Unbekümmertheit um alles, was Tradition und Sitte heißt, nur ein Gesetz kennt, das Gesetz, das in ihm selbst ruht. Die Formen, die wir, ehe er zu uns trat, verehrten, scheinen dann gerade gut genug, von ihm zerbrochen zu werden und blitzartig erkennen wir, wie kläglich unsere auf Kosten des Wesens betriebene Formvergötterung gewesen. Jede Form ist einmal von starker Eigenart, von einer selbstbewußten Persönlichkeit hingestellt worden; aber ohnmächtige Schwäche, unfähig sich eine eigene Ausdrucksform zu schaffen, bemächtigte sich ihrer, und so konnte es geschehen, daß sie unbesehen,

wie ein veraltetes Erbstück aus Urgroßmutter's guter Stube, auf Kind und Kindeskind übergang: längst veraltet, unserem Empfinden längst nicht mehr angemessen, aber durch ein methusalemitisches Alter geheiligt.

Walt Whitman ist einer der kühnsten und machtvollsten Formzerstörer, die die Literaturgeschichte je gesehen hat. Er kann in vieler Beziehung auch als Formverächter gelten. Was gilt ihm schließlich die Form! Er sagt einmal selbst, daß keiner in seine Poesie eindringen könne, der darauf besteht, sie in erster Linie als schriftstellerische Leistung zu würdigen. Der krasse Naturalismus lehrte uns, das Was des Kunstwerkes sei mehr oder weniger gleichgültig, das Wie entscheide; und diese Anschauung ist, wenn auch die Strömung, die sie aufstellte, schon des öfteren offiziell und mit allen Ehren zu Grabe getragen wurde, noch keineswegs ausgestorben. Whitman aber denkt anders; in einem Gedicht heißt es: „Aus dem Kriege auftauchend habe ich ein Buch geschrieben, die Worte meines Buches garnichts, der Trieb darin alles.“

Die Form ist für Whitman die rechte, die diesem Trieb am bereitwilligsten entgegenkommt; und das ist die Formlosigkeit. Man kann es verstehen, wenn die erste Lektüre Withmanscher Verse Grauen und Entsetzen im Leser zurückläßt. Das ist das Chaos, so muß er denken. Wo bleibt da Ordnung und Besonnenheit, wo die Ruhe und weise Mäßigung des Ausdrucks, wie sie zu harmonischer Wirkung zunächst unerläßlich scheint? Wild überstürzen sich die Worte; oft nehmen sie sich nicht die Zeit, sich zu normalen Sätzen zu bilden. Wie ein trunkenes Lallen, so tönt's aus den Zeilen; bald sind sie kurz, bald so lang, daß selbst dem geübtesten Sprecher der Atem versagen müßte. Sind es überhaupt Verszeilen? Nur mit großer Mühe kann man so etwas wie ein rhythmisches Prinzip herausfinden; und wenn man es gefunden, so sieht man gleich ein, daß es eigentlich doch nicht Prinzip genannt werden kann. Nein, hier herrscht die absolute Ungebundenheit, Regellosigkeit, Zügellosigkeit. Der Strom schlägt stürmisch über sein Bett hinaus, kein Damm, der ihm Einhalt tut; wie wilde, toll gewordene Wogen türmen sich Zeilen, Sätze, Satztorse, stammelnde Rufe, Worte. Durch Arno Holz und Genossen hat sich vor einigen Jahren auch in Deutschland der freie Rhythmus wieder einmal Heimatsrecht erworben. Aber welcher Unterschied! Derselbe, der das friedsame Wässerlein, das sich langsam und bedächtig durch die weite Niederung hindurchzieht, vom reißenden Gießbach scheidet, der unter Brausen und Rollen auf kürzestem Weg die Tiefe zu gewinnen sucht.

Die Worte garnichts, der Trieb alles. Wir haben also kein Recht, länger bei der Form zu verweilen, wenn es mich auch locken könnte, dennoch aus dieser Gesetzlosigkeit ein tiefes Gesetz herauszuholen, in diesem Lärm eine wertvolle Harmonie zu entdecken. Der Trieb alles. Was ist dieser Trieb? Whitman selbst muß antworten. In dem Nachwort, das er der autographierten Ausgabe seiner „Leaves of Grass“ („Grasshalme“) beigab, äußert er sich wie folgt: „Nach längerem persönlichem Streben als junger Bursche, im Wettbewerb mit anderen um den üblichen Lohn, auf dem geschäftlichen oder politischen Tummel-

platz . . . fühlte ich mich im Alter von dreiunddreißig Jahren ganz besessen von einem Wunsch und einer Überzeugung, oder noch genauer gesagt: ein Verlangen, welches bis dahin sich nur flüchtig bemerkbar gemacht und an der Grenze des Bewußtseins gehalten hatte, trat jetzt in den Vordergrund, nahm deutliche Umrisse an und gewann schließlich ganz die Oberhand. Es war ein Gefühl, ein Trieb, ohne jeden Vorbehalt mein physisches, emotionelles, ethisches und intellektuelles Leben gleichsam zu „verlautbaren“, unter fortgesetzter Aufzeichnung des Augenblicks, der Tatsachen meines unmittelbaren Seins, sowie meiner Umgebung, des zeitgenössischen Amerika — und darin das Persönliche im Zusammenhang mit Ort und Zeit offenerziger und umfassender aufzudecken, als irgendein früheres Gedicht oder Buch es getan.“

Whitman vergöttert die Wirklichkeit. „Der beste Gebrauch des vorstellungsfähigen Geistes unserer Tage“, so sagt er, „besteht darin, der Wissenschaft und den schlichten Tatsachen des einfachen Daseins Leben einzuhauchen, indem nun auch ihm die Leuchtkraft, Glut und dauernde Herrlichkeit zuteil wird, die allem, was wirklich ist, und nur dem Wirklichen zukommt.“ Man wird einwenden: Spricht so aber nicht ein Naturalist? Ist das nicht das gleiche Evangelium, das hierzulande auf allen Kanzeln gepredigt wird, wollte sagen gepredigt wurde? Die Sprache jener Revolutionäre, die heute schon als überwundene Machthaber hinter dem Ofen sitzen und der Vergangenheit nachträumen? Aber nein, Whitman ist ein so ganz anderer, er grübelt sich nicht in die Einzelerfcheinungen des Lebens hinein, er ist nicht ein Forscher, ein Beobachter, ein Gelehrter, er ist vielmehr der Lebendige, den das Leben in den seligsten Rausch versetzt, weil es Art von seiner Art, Geist von seinem Geist ist. Er nennt sich einmal „den Liebkosenden des Lebens“, und ich wüßte nicht, wie ihn eines Kritikers Wort schöner und treffender bezeichnen sollte.

Freude am Leben, das ist die Triebfeder seines Schaffens. Einen Auf seligsten Entzückens — so könnte man seine Dichtung definieren. Er preist, was sein Auge sieht, was sein Ohr hört, was seine Hand betastet; er preist, was seinen Geist bewegt und seine Seele rührt. In jedem Augenblick kniet er vor diesem Leben, ein selig Nehmender, und jede Gabe, die seine Hand faßt, scheint ihm am schwersten zu wiegen, scheint ihm die erhabenste zu sein. Eines seiner Gedichte betitelt sich „Ein Sang der Freuden“. Er singt:

„O, das frohlockendste Jubellied anzustimmen!  
Voll Musik, voll Mannheit, Weibheit, Kindheit,  
Voll gewöhnlicher Beschäftigungen —  
Voll Korn und Bäumen.

O, die Stimmen der Tiere!  
Die Geschwindigkeit und das Gleichgewicht der schwimmenden Fische,  
Das Fallen der Regentropfen im Liede.

O Sonnenschein und Wellenbewegung in einem Gesang!

O Freude meines Geistes — uneingekerkert strahlt er Blitze!  
Es genügt nicht, diesen Erdball und eine Spanne Zeit zu haben,  
Ich will Tausende von Erdfugeln und alle Zeiten haben!“

Und immer neue Wogen wirft seine Entzückung. „O, die Freuden des Ingenieurs,“ singt er, „O, die Freuden des muskelkräftigen Fechters, O, die Freuden der Mutter, O, die Freuden meiner Seele.“ Es ist Whitmans „Trunkenes Lied“. Man höre seinen Ausklang:

„O, das Leben hinfort wie ein Gedicht voll neuer Freuden zu haben!  
Tanzten, händeklatschen, frohlocken, hüpfen, springen, weiter rollen, weiter schwimmen,  
Ein Seefahrer der Welt zu sein, nach allen Häfen bestimmt,  
Selber ein Schiff (sieh doch, wie ich meine Segel der Sonne und Luft entgegenbreite),  
Ein schnelles, schwellendes Schiff, voll reicher Gedanken und Freuden.“

Man muß dieser Seligkeit auf den Grund spüren. Sie beruht nicht auf dem Wohlgefallen an den Dingen, an der Erscheinung der Dinge an und für sich. Obgleich Whitman der ausgesprochenste Optimist ist, weiß er wohl, daß die Dinge dieser Welt ein Preislied in so hohem Ton nicht verdienen. Er weiß, daß es Häßliches, Trübes, Dunkles gibt, aber er schlägt es mit einem Dennoch aus dem Felde. „Ich sehe unter die Hülle eurer hageren und gemeinen Masken, ich sehe eure gerundeten, unzerstörten Umrisse.“ Das ist die Stimme des Weisen. Das Unvollkommenste gilt ihm als eine Entstellung und Verstellung des Vollkommenen. Und dieses allein ehrt er in ihm. Das Geheimnis dieser Betrachtungsweise ruht in dem Vermögen, die Welt als ein geschlossenes Ganzes zu begreifen. Die Welt, das ist keine bunt zusammengewürfelte Menge von einzelnen Dingen und Einzelercheinungen, sie ist ein Eines, Einziges, und wer einen ihrer Teile schaut, der schaut auch dieses Eine, dieses Ganze.

Whitman ist ein kosmisches Genie. Er vermag es gar nicht anders, als alle Verhältnisse, Phänomene und Ereignisse unter den kosmischen Gesichtspunkt zu stellen. Es gibt für ihn nichts Unzusammenhängendes: der Weltenschöpfer arbeitet nicht mit Isolierschemeln. Und was heißt ihm dann groß und klein? Alle diese Unterschiede sind aufgehoben, weggeblasen, das Kleinste steht gleichberechtigt neben dem Großen, beide Dokumente, Erscheinungsformen eines Wesens, jener einen gewaltigen Kraft, die alles in allem ist.

Wir verstehen es jetzt, wenn Whitman verkündet: „Nichts ist allein um seiner selbst willen da; ich sage, die ganze Erde und alle Sterne am Himmel sind der Religion wegen da.“ Und er fährt fort: „Ich sage, noch ist kein Mensch halb andächtig genug gewesen, keiner hat halb genug verehrt oder angebetet, keiner hat zu bedenken begonnen, wie göttlich er selbst ist und wie sicher die Zukunft ist.“

Nennt man Whitman einen Pantheisten, so wird man seiner religiösen Eigenart kaum gerecht geworden sein. Das, was wir Pantheismus nennen, ist zumeist ein Gewächs philosophischer Betrachtung. Der Pantheist erschließt eine Kraft, die er überall am Werke sieht, und die er, weil sie ihm göttliche Macht und Bedeutung zu haben scheint, als göttliche Kraft, als Gott für sich in Anspruch nimmt. Ich meine, daß Whitman auf anderem Wege zu seinem Glauben gekommen ist. Er fühlte die innere Verwandtschaft aller Dinge, die innere Verwandtschaft seiner individuellen Persönlichkeit mit dem Grasshalm, auf

den sein Fuß trat, mit dem Himmel, zu dem sein Auge aufschaute, mit dir, mit mir, mit allem, was der Hauch des Lebens zum Dasein weckte. Und diese wunderbare Einheit wurde ihm zur Kunderin seligster Geheimnisse. Wolken und Winde nannte einst Franz von Assisi seine lieben Brüder, und Whitman fühlt wie er. Diese Brüderschaft verleiht ihm die felsenfeste Überzeugung seiner Ewigkeit. Ewig ist er, wie alles rings um ihn her. Er lebt und webt in der Welt der Wunder.

„Ich glaube nicht, daß siebenzig Jahre die Frist eines Mannes oder eines Weibes ist,  
Noch daß siebenzig Millionen Jahre die Frist eines Mannes oder eines Weibes ist,  
Noch daß die Jahre je meine oder eines anderen Existenz enden werden.“

Und als ob er den Geliebten — jeder Leser gilt ihm wie ein Geliebter — erschreckt habe, so fragt er: „Ist das so wunderbar? Ist nicht alles, alles in dieser Welt nichts denn ein großes Wunder? Ja, das Große ist klein, das Kleine ist groß; eine Winde an meinem Fenster befriedigt mich mehr als die Metaphysik der Bücher.“ Das könnte auch Maeterlinck gesagt haben. Und was ist der Tod? Whitman lächelt. „Das Sterben ist etwas anderes, als je einer gedacht, und glücklicher.“

Ich führte oben die Stelle an, in der Whitman den Trieb, der sein Schaffen regelt, als den Versuch erklärt, ohne jeden Vorbehalt sein psychisches, emotionelles, ethisches und intellektuelles Leben zu verlautbaren. Die Darstellung, die ich gebe, scheint diesen Worten zu widersprechen. Whitman erscheint danach als Beobachter, Schilderer und Sänger der Umwelt, nicht aber seiner Innenwelt. Aber das ist es ja gerade, daß für ihn das eine mit dem anderen zusammenfällt, es gibt für ihn keine Scheidung. Preist er die Welt, die Natur, so preist er sich; erzählt er von dem, was seine Sinne wahrnehmen so erzählt er von sich, von seinem Körper, von seiner Seele. Er sammelt, was seine Sinne auffassen können, und aus den Tausenden von Eindrücken, aus den Tausenden von Erscheinungen und Schicksalen, die sich ihm vor die Seele stellen, webt er den Gesang von sich selbst. Er bezeichnet selbst seinen Gesang als „durchtränkt von Materialismus von Anfang bis zu Ende“. Aber für ihn ist Materialismus und Spiritualismus das gleiche; indem er Außerliches gibt, gibt er zugleich Innerstes. Jede Entfaltung des Lebens ist ihm ein Dokument des göttlichen Prinzips.

Göttlich bin ich innen und außen und mache heilig, was ich berühre oder was mich berührt

Auch die Scheidewand zwischen Körperlichem und Seellichem ist gefallen. Das Körperliche ist in seiner Wertung zu einer Höhe gestiegen, die wir ihm sonst nicht zumessen. Dem verachteten Sklaven ist die Freiheit verliehen worden. Whitman verwirft die von dem Christentum mehr oder weniger stets geforderte Knechtung des Fleisches. Auch jede Bewegung, jede Äußerung des

menſchlichen, des tieriſchen Körpers iſt, um Whitmans ſchönes Wort zu gebrauchen, als „ein Brief Gottes“ zu betrachten.

Whitman iſt nicht prüde. Der Vorwurf der Schamloſigkeit, der Sinnlichkeit und Lüſternheit iſt ihm oft gemacht worden. Er hat ihn, wenn er ihm auch zuweilen übel mitſpielte, mit Gleichmut getragen. Der Kenner Whitmans weiß, wie läppiſch und töricht ſolch ein Vorwurf iſt. Whitmans Sinnenfreudigkeit iſt nichts anderes als Ehrfurcht vor dem Höchſten, dem Heiligſten, dem Göttlichen. Er zählt einmal alle körperlichen Reize, deren er ſich erinnern kann, auf. „Gedichte“ nennt er ſie, „Gedichte des Mannes, des Weibes, des Kindes, der Ehegattin, des Ehegatten, der Mutter, des Vaters, des Jünglings, des Mädchens“. Und er ſchließt: „O, ich ſage euch, ſie ſind nicht allein Teile und Gedichte des Leibes, ſondern der Seele; o, jetzt ſage ich, dieſe ſind die Seele!“

Alles im Weltall hat auf die Seele Bezug, iſt die Seele. Das Glück des Einzeldinges, des Einzelweſens liegt darin, dieſen Bezug zu der Seele, zur Allſeele, zum Ganzen zu ſpüren und ſich ſeiner bewußt zu werden. Unſelig iſt nur, wer allein ſteht oder ſich allein wähnt. Whitman bekennt, er brauche ſich nur zu rühren, etwas zu drücken, mit den Fingern etwas anzufaſſen, und er iſt glücklich. Mit ſeinem Leibe den eines andern zu berühren, iſt ſchon „ſo viel wie er ertragen kann“. Das iſt die ſelige Kunſt, ſich einzufühlen in die Natur, in das All; ſich als Glied dieſes Ganzen und damit ſich auch als Ganzes zu fühlen. Ein Kosmos, ſo nennt ſich Walt Whitman, der Stolze. Und auch jeder von uns ſollte und müßte dieſen Stolz zu eigen haben. Ein Kosmos iſt Whitman, der alles in ſich begreift, alles in ſich ſchließt, was je geſchehen, was je gelebt und erdacht ward. Zum Verbrecher, zur Dirne redet er mit ſüßen Worten: „Biſt du nicht Geiſt von meinem Geiſt? Biſt du nicht ein Kind derſelben Natur, zu der ich Mutter ſage? Fehlet ihr gegen dieſe Natur, nun ſo fehlet ihr gegen euer eigenes Weſen, aber eure Natur, die Natur, konntet ihr damit nicht ſchänden.“

Das Böſe gilt Whitman als zufällige Entſtellung. „Niemand ſchließ' ich aus — rot, weiß, ſchwarz, alle ſind göttlich —, in jedem Haus iſt der Keim, er kommt nach tauſend Jahren ans Licht.“ Sokrates erklärte die Exiſtenz des Böſen aus der menſchlichen Unwiſſenheit. Whitman iſt darin ſein Schüler.

Nun wird man verſtehen, daß Whitmans Geſang ebenſogut als individualiſtiſch wie als demokratiſch gelten kann. Der Verſuch, ſich auf ſein Tieffteſte zu beſinnen, iſt Whitman dahin ausgeſchlagen, daß er die Größe, Gemeinſamkeit, Einheit alles Seienden ſcharf und klar erkannte. Die Bedeutung des Wortes Maſſe ſteigt vor ſeinem Empfinden auf. Und hier kommt nun der Amerikaner in Whitman ſtark zum Durchbruch. „Unbeſtreitbar amerikaniſch“ hat Emerson Whitmans Werk genannt. Und er hat recht. Die merkwürdige Form, die das demokratiſche Prinzip drüben in der neuen Welt angenommen hat, hat in Whitman ihren Sänger und jubelnden Verkünder gefunden. Weltichtung in

amerikanischer Prägung, so möchte man seine Kunst kennzeichnen. „Ich hörte,“ so singt Whitman, „ihr verlangtet nach einem Zeichner, um dieses Rätsel, die neue Welt, zu erklären; Amerika, seine athletische Demokratie. Darum sende ich euch meine Gedichte, daß ihr in ihnen erkennt, was ihr sucht.“

Die Tugend der Masse, die Tugend, die der Massenbegriff fördert, ist die Liebe. „Liebet euch untereinander“ — das ist das Fazit der Forderungen, die Whitman an seine Zeitgenossen stellt. „Die Institution kameradschaftlicher Liebe“ will seine Dichtung errichten. Die Liebe ist die notwendige Frucht des Gemeinschaftsgefühls, das die Whitmansche Weltbetrachtung dem Menschen an die Hand gibt. Whitmans Leben war eine gewaltige Betätigung der Liebesforderung, die sein Glauben an ihn stellte. Aus den Samariterdiensten, die er im Kriege leistete, ist ihm hohe Seligkeit geflossen. Sein Herz quillt über vor Liebe. Jeden Fremdling umfaßt sie, der auf der Straße an ihm vorüberstreift. Ein „Geschlecht von Kameraden und Liebenden“ heranzuzüchten, das ist sein kühnster und höchster Gedanke. Und er weiß sich eins mit dem, der vor nun bald zweitausend Jahren am Kreuze hing. „Meine Seele zu deiner Seele, mein Bruder“, so redet er ihn an. Und er tröstet seinen erhabenen Vorgänger:

„Wir werden umstellt von allen Seiten,  
 Von Parteieneifersüchteleien, Annahmungen,  
 Sie dringen auf uns ein, umdringen uns, mein Kamerad,  
 Dennoch wandern wir ungehemmt und frei  
 Über die ganze Welt,  
 Ziehen hin und her,  
 Bis unsere unauslöschlichen Spuren sich eingraben  
 In Zeiten und Entwicklungen.  
 Bis wir die Zeiten und Entwicklungen  
 Gefättigt haben.  
 Und die Männer und die Frauen  
 Kommender Zeiten und Massen  
 Brüder und Liebende werden  
 Wie wir.“

Das einzige Versbuch, das uns Walt Whitman geschenkt hat, „Leaves of Grass“, liegt heute unter dem Titel „Grashalme“ in einer größeren Anzahl von Übersetzungen vor. Ich habe hier nach der bei Eugen Diederichs erschienenen Übersetzung Wilhelm Schölermanns zitiert. Sie ist durchaus nicht vollkommen, aber sprachlich im allgemeinen doch geschickt und geschmackvoll. Der in zwei Fällen unternommene Versuch einer Übertragung in gereimte Verse ist als verunglückt zu bezeichnen. Bedauerlich ist auch, daß der Gesang „Von mir selbst“ von Schölermann erheblich gekürzt wurde und daß eine ganze Reihe der köstlichsten Lieder Whitmans („Gesang von der freien Straße“, „Die Fahrt nach Indien“, „Das Klage- und Sehnsuchtslied des Vogels“, „Aus der Wiege ewig schaukelnd“) in der Ausgabe fehlen. Immerhin würde ich dem, der Whitman noch nicht kennt, durchaus empfehlen, sich zunächst der Vermittlung Schölermanns zu bedienen.

Über Whitmans Leben mögen einige kurze Andeutungen genügen: Nach seiner eigenen Angabe stammte sein Vater von einem puritanischen Geistlichen ab, der 1635 von England nach Amerika übersiedelte. Seine Mutter ist Holländerin. Auf einem großen Meierhofs in Long-Island wuchs Walt Withman auf. Dem Buchdruckerhandwerk, das er erlernt hatte, wurde er bald untreu. Als Lehrer, Zeitungsredakteur, Tischler, Bauunternehmer usw. schlug er sich durchs Leben. 1855 erschien die erste Auflage der „Grashalme“, zunächst nur zwölf Gedichte. 1862 zog er als Krankenwärter in den Bürgerkrieg. Eine Stelle, die er im Bureau des Ministeriums des Innern erhielt, verlor er, als der Staatssekretär, ein früherer Methodistenprediger, hinter das Geheimnis seines ominösen Buches kam. Auf die eifrige Verwendung seiner Freunde hin erhielt er Ersatz in einem Posten im Bureau des Attorney-Generals. 1873 erlitt er einen Schlaganfall, der ihn dem Tode nahe brachte und ihn, da er kein Amt mehr bekleiden konnte und wollte, auf lange Zeit in große Armut stürzte. Nur allmählich brach sich Whitmans Ruhm Bahn. Die Liebe und Anerkennung seiner Freunde verschönte ihm den Lebensabend. 1892 entschlief er. Für ihn konnte der Tod keine Schrecken mehr haben.



## Die preussische Verwaltungsgesetzgebung



it der Verwaltungsgesetzgebung beschäftigt sich von den früher genannten Kritikern unsrer Verwaltung\*) auffallenderweise nur Graf Hue de Grais eingehender, obwohl, schon rein äußerlich betrachtet, die Gesetzgebung die Grundlage jeder Verwaltungstätigkeit ist und alle ihre Mängel also auf die Verwaltung selbst zurückwirken müssen. Außerdem finden sich leider gerade auch auf diesem Gebiet die schwersten Mißstände.

Graf Hue de Grais erwähnt als solche die große Zahl und den großen Umfang der Verwaltungsvorschriften und ihre zerstreute Veröffentlichung in bändereichen Sammlungen, wo sie selbst für geschulte Beamten oft schwer aufzufinden seien. Ferner beklagt er Mängel der Gesetzgebungstechnik. Er vermißt Einheitlichkeit, Übersichtlichkeit und Klarheit. Man unterlasse in der Regel, in einem neuen Gesetz den ganzen Stoff unter ausdrücklicher Aufhebung aller älteren Bestimmungen einheitlich zusammenzufassen. Dann vermeide man absichtlich, zweifelhafte Fragen, z. B. über die Tragweite oder

Vgl. Die Not der preussischen Verwaltung. Grenzboten 1910. Heft 3 und die Fortsetzungen Heft 4 und 5.